Die Christliche Welt

Wochenschrift für Gegenwartchristentum

Herausgeber Professor D. Martin Rade

Nr. 17 — **Marburg i. H., den 28. April 1921** — **35. Jahrgang**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter — Haltegebühr: Inland und Oesterreich vierteljährlich 10 Mark. Bei Versand unmittelbar vom Verlag außer der Haltegebühr vierteljährlich für Porto und Verpackung Inland und Oesterreich 2,65 Mark, Ausland 4,80 Mark: Haltegebühr für das Ausland: Schweiz 3 Fr., Frankreich 7,50 Fr., Italien 9,50 Lire, England 3 Schill., Amerika 0,50 Doll., Holland 1,60 Guld., Dänemark 3,20 Kr., Norwegen 3,20 Kr., Schweden 2,50 Kr., Japan 1,20 Yen. — Einzelnummer 1 Mark; Probenummern unentgeltlich — Anzeigengebühr 0,75 Mark die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen) — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Telefon 202 — Verlag der Christlichen Welt in Marburg

Inhalt: Christentum. Aus den Deutschen Evangelischen Blättern für Brasilien — Die „schwarze Schmach". Ein Wort nach beiden Seiten — Der kirchenpolitische Ertrag des Weltkriegs. 3. Katholizismus und Protestantismus; 4. Das Papsttum; 5. Protestantische Friedens- und Unionsbestrebungen — Hermann Bezzel — Vom Religionsunterricht in der Schweiz — Wöchentliche Chronik — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Christentum

Wenn man von „Christentum" spricht, so sagt man damit sehr viel und — darum zu wenig. Was ist „Christentum"? Oswald Spengler bemerkt (in „Der Untergang des Abendlandes"), daß, wenn von Christentum gesprochen werde, erst noch zu fragen sei, welches Christentum man meine, und an anderer Stelle (Kunstwart, Dezemberheft) wird eben gesagt: „Das Christentum ist eine Religion, die wird, heute noch wird, und erst vollendet sein kann, wenn alle ihre Bekenner den Geist ihres Stifters nicht nur verstehen, sondern leicht und natürlich in sich nachbilden wie die Blume die Frucht." — Es ist keine neue Entdeckung, die das findet. Es ist das Abc aller christlichen Erkenntnis, daß, was als Christentum so fein und fertig in Sätzen und Satzungen dalag, für unsern Blick sich auflöst in ein Werden, in Geschichte, in Kampf, und uns hineinzieht in sein Werden. Wer dies Werden erlebt, den Anfang des Seins noch mehr als den Anfang der Erkenntnis, der fragt nicht viel nach dem „Christentum", aber er fragt nach dem Christus.

Gibt es nun zweierlei, dreierlei Christentum, ist dann nicht aufgelöst das Allgemeingültige oder was Anspruch machen darf, allein zu gelten? Gewiß ist es aufgelöst, umso gewisser, als es nicht nur mancherlei, sondern soviel Christentum gibt, als Christen sind. Aber wem ist das ein Schade? Die Auflösung des Christentums ist seine Verwirklichung. Hat es sich millionenfach aufgelöst, dann sind Millionen Christen.

Wir haben viel Christentum, aber wenig Christen.

Diese Betrachtung entnahmen wir dem Februarheft der Deutschen Evangelischen Blätter für Brasilien, teils um ihres Eigenwertes willen, teils um unsre Leser an der Freude teilnehmen zu lassen, daß unsre Deutschen in Brasilien eine so auf der Höhe stehende Zeitschrift wie diese besitzen. Sie wird herausgegeben unter Mitwirkung des Pastors E. Lindemann in S. Leopoldo von Pastor H. Dohms in Cachoeira. Druck und Versand besorgen Rotermund u. Co., S. Leopoldo, Cruz Alta. Der obigen Betrachtung folgen fein gewählte Stücke aus Schleiermacher und Goethe, größere Abhandlungen über die Schulfrage in S. Catharina (Aldinger) und über das Landeskirchliche Diasporaseminar in Witten (Wolf), über die Deutsche Evangelische Synode von Nordamerika, dann Bücheranzeigen, Chronik usw. Das Auslandsdeutschtum wird heute für uns von einer Wichtigkeit, die gar nicht zu ermessen ist. Pflegen wir die geistigen, die kirchlichen Beziehungen zu ihm mit allen Kräften! D H

Die „schwarze Schmach"

Ein Wort nach beiden Seiten

Seit längerer Zeit sind wir bemüht, das schwere Unrecht, das der deutschen Bevölkerung des besetzten Gebietes durch die Besatzung zugefügt wird, bei den wenigen Franzosen bekannt zu machen, deren Gewissen noch auf solche Mitteilungen hört. Zu unserer großen Freude haben neuerdings französische Protestanten von den Tatsachen Kenntnis genommen und ihre Bemühungen, die Wahrheit aufzuklären, mit den unsrigen vereint. Nichts kann diese gemeinsame Arbeit so sehr schädigen, als wenn gleichzeitig in Deutschland übertriebene Berichte über die „schwarze Schmach" und andere Nöte erscheinen; Berichte, welche den Eindruck erwecken, daß es den Verfassern nicht um die Not, sondern um die Rache zu tun ist, daß es ihnen mehr auf eine Haßpropaganda als auf die Wahrheit ankommt. Alle die, denen es um eine Bekämpfung der wirklich vorhandenen Uebel und eine Abhilfe zu tun ist, müssen von den falschen Berichten so weit wie möglich abrücken, wenn nicht das Hülfswerk aufs schwerste gefährdet werden soll.

Nachdem in den letzten Monaten manche solche unglaubhaften Gerüchte in der deutschen Presse verzeichnet worden sind, hat neuerdings der Domprediger Döhring in Berlin es für seine Aufgabe gehalten, in der kirchlichen Zeitschrift „Der deutsche Aufbau" (vom 6. Februar 1921) die extremsten Gerüchte, die bisher erschienen sind, seinen Lesern als beglaubigte Berichte vorzutragen. Er stützt sich dabei einfach auf eine Zeitungsnotiz, deren Richtigkeit er nicht nachprüft, die er vielmehr für endgültig bestätigt ansieht, weil ihm nicht „eine Milderung oder Widerruf vor die Augen gekommen" sei. Nachgerade könnte auch der eifrigste Nationalist wissen, daß Blätter wie die Tägliche Rundschau in solchen Fragen jede Berichtigung, auch wenn sie ihnen von sachverständiger Seite zugeht, abweisen, weil es ihnen nicht um die Wahrheit, sondern um eine bestimmte Propaganda zu tun ist.

Döhring nimmt also u. a. als bewiesen an, daß Frankreich in seinen süd- und westafrikanischen Kolonien die Militärdienstpflicht eingeführt habe, daß kaum ein einziger dieser schwarzen Soldaten nicht syphilitisch verseucht sei, daß die Schwarzen im besetzten Gebiet ein Monatsgeld von 3000 Mark bekämen, daß man in die für die Schwarzen eingerichteten Dirnenhäuser die deutschen Mädchen durch allerlei Gewalttaten hereinbringe, so z. B. dadurch, daß ihnen ein französischer Soldat auf der Straße einen Fuß stellt und dann die Fallende in das Dirnenhaus trägt — ja lohnt es sich, hier noch fortzufahren? Es wird von Döhring weiter erzählt, diese Mädchen würden nicht nur fast ausnahmslos syphilitisch, sondern auch größtenteils tuberkulös angesteckt; auf einem Friedhof des besetzten Gebietes allein lägen 1800 Farbige, die an Tuberkulose gestorben seien; in den Dirnenhäusern würden vielfach in einer Woche 100 Mädchen zu Tode gemartert; außerhalb der Dirnenhäuser würden tagtäglich rund 100 Mädchen geschändet; in einem Dorf sei jedes über 14 Jahre alte Mädchen genotzüchtigt worden. Döhring fügt diesem Bericht hinzu: „Ich muß gestehen, ich habe diesen Bericht nicht lesen können, ohne mehrmals vor der Grande Nation auszuspucken, ein solcher Ekel hat mich vor diesen Siegern gepackt. So etwas kriegt nur ein Volk fertig, dessen Instinkte bestialisch geworden sind."

Leider genügt es nicht, diese Ausführungen mit einem Witz abzutun und etwa zu erklären, daß die Domkanzel für die

von Döhring vorgenommene Aeußerung doch nicht ganz geeignet sei. Tatsächlich glauben die meisten deutschen Domkirchgänger einem Domprediger alles, was er sagt oder schreibt. Also ist es doch wohl nötig, zur Berichtigung der oben aufgeführten Behauptungen, so ungereimt sie allen Sachverständigen vorkommen müssen, einige Feststellungen zu machen:

Allgemeine Dienstpflicht gibt es in den süd- und westafrikanischen Kolonien Frankreichs nicht. Gerade diese Kolonien sind syphilitisch nicht verseucht. Die schwarzen Truppen im engeren Sinne, insbesondere die senegalesischen Regimenter sind aus dem besetzten Gebiete entfernt worden. Die Truppen aus Madagaskar, die hauptsächlich in den südlichen Teilen der Pfalz sich befinden, sind zu zwei Dritteln Christen (teils katholisch, teils evangelisch) und sind mit den hohen Erwartungen, die afrikanische Missionschristen zu haben pflegen, nach Deutschland gekommen, um dort ein christliches Land und eine christliche Bevölkerung kennen zu lernen. Ihr Verhältnis zu den Stadtmissionen, Diakonissenhäusern usw. ist zum Teil ein herzliches. Diese farbigen Truppen erhalten in keinem Fall mehr als einen Franken Taschengeld; das ergibt also im Ganzen nach dem gegenwärtigen Kurs höchstens 130 Mark monatlich. Die Dirnenhäuser, die zweifellos nicht nur zum Schaden, sondern auch zum Schutz der deutschen Mädchen dienen, werden leider auf eine viel einfachere Weise bevölkert, als Döhring annimmt. Ansteckung und Quälerei dieser Mädchen kommt natürlich in den Dirnenhäusern vor, aber nicht in dem Ausmaß, wie es oben angegeben ist. Wenn bisher im ganzen besetzten Gebiet der zehnte Teil der Zahl von Farbigen gestorben ist, die Döhring für eine Stadt angibt, dann ist die Zahl bereits sehr hoch gegriffen. In den sämtlichen Dirnenhäusern des Rheingebietes sind in den letzten Jahren nicht hundert Mädchen gestorben. Schändungen und Notzuchtversuche lassen sich nachweisen, aber gleichfalls nicht entfernt in den von Döhring angegebenen Maßen.

Wenn mit diesen Feststellungen die falschen Gerüchte von uns abgelehnt worden sind, so ist es andererseits unsere Pflicht, ebenso wie die Uebertreibungen auch die Untertreibungen abzulehnen, die von den Franzosen in die Welt gesetzt worden sind. Vor einigen Monaten ist von der Hohen Interalliierten Kommission ein Heft herausgegeben worden unter dem Titel: „La Campagne contre les troupes noires. G. Marechal u. Cie, Mayence 1921." Das Heft richtet sich hauptsächlich gegen die Propagandaschriften der Rheinischen Frauenliga, deren zum Teil ungenaue Mitteilungen es zerpflückt, dann aber Feststellungen macht, die der Wirklichkeit bei Weitem nicht gerecht werden. Für Franzosen muß es peinlich sein, mit anzusehen, wie langsam sich die französischen Behörden dazu entschließen, der Wahrheit die Ehre zu geben. Im November vorigen Jahres gab das französische Ministerium des Auswärtigen nur vier Fälle zu, in denen Gewalttaten farbiger Truppen stattgefunden hatten, während damals in drei weiteren Fällen das Verfahren als schwebend bezeichnet wurde, in 34 Fällen eine resultatlose Untersuchung behauptet wurde. In ihren Mitteilungen an den deutschen Staatskommissär für das besetzte Gebiet ging gleichzeitig die Hohe Interalliierte Kommission einige Schritte weiter, indem sie unter etwa 150 Fällen, die ihr zur Kenntnis gebracht waren, 28 als auf Tatsachen beruhend anerkannte, 52 als zweifelhaft und 74 Fälle als unrichtig bezeichnete, während die übrigen 11 als nicht in Betracht kommend abgewiesen wurden. Die Behörde gab an, daß die Bestrafung der Täter in den Fällen, wo sie zu ermitteln waren, so insbesondere in den 11 Fällen von Notzucht, streng gewesen sei, im Höchstfall zehn Jahre Zuchthaus. Im Uebrigen wird hervorgehoben, daß bei einer Armee von 80000 Soldaten die angegebene Zahl von Gewalttaten außerordentlich gering sei.

Auf Grund meiner Untersuchungen bin ich zu dem Ergebnis gekommen, daß die von den französischen Behörden zugegebenen Zahlen viel zu niedrig sind. Ich will den guten Willen der Hohen Interalliierten Kommission bei der Untersuchung der Angelegenheit nicht in Zweifel ziehen. Aber schon die Tatsache, daß ihre Angaben fast ausschließlich auf den Berichten der militärischen Stellen des besetzten Gebietes ruhen, macht es sicher, daß die Berichte nicht als objektive Feststellungen bezeichnet werden können. Ferner aber ist zu beachten, daß sich auf dem Wege von dem Vollzug des Verbrechens bis hin zu dem Bericht der Hohen Kommission die verschiedensten Fehler einschleichen. Ich nenne hier nur folgende drei Fehlerquellen: 1. Nicht alle Fälle kommen den deutschen Behörden oder überhaupt irgendwelchen Stellen zur Kenntnis; vielmehr ist es nur natürlich, daß in einer großen Reihe von Fällen die Familie das Unheil zu verbergen sucht. 2. In einer großen Reihe von Fällen verlangen diejenigen, welche den deutschen Behörden oder andern Stellen Mitteilung von der ihnen widerfahrenen Gewalttat machen, daß ihr Name nicht angegeben wird, da sie auf Grund von ähnlichen Vorkommnissen schwerste Verfolgung erwarten müssen, wenn den französischen Militärbehörden die von ihnen ausgesprochene Anklage bekannt wird. 3. Wenn die französischen Militär- oder Zivilbehörden die Untersuchung der Angelegenheit in die Hand nehmen, weigern sich, gleichfalls aus Furcht, zahlreiche Zeugen, irgendwelche Aussagen in der Sache zu machen, zumal wenn sie, wie das fortwährend geschieht, schon bei der Vorladung aufs schwerste bedroht werden. Kurz, eine Untersuchung der Hohen Interalliierten Kommission, selbst wenn sie mit bestem Willen unternommen wird, gibt durchaus kein objektives Bild; ebenso wie seinerzeit die deutschen Militärbehörden kein Urteil darüber haben konnten, wie viele Gewalttaten bei dem Einmarsch der deutschen Truppen in Frankreich vorgekommen waren!

Infolgedessen habe ich bereits seit längerer Zeit andere Wege der Feststellung für aussichtsreicher gehalten. Ich habe einer Reihe von französischen protestantischen Geistlichen Berichte über vorgekommene Gewalttaten farbiger Truppen zugestellt mit der Bitte, selbst vertrauliche Untersuchungen vornehmen zu wollen. Ich habe mit der Uebersendung der Berichte den französischen Freunden die Verpflichtung auferlegt, die Untersuchungen in diskretester Weise vorzunehmen und dafür zu sorgen, daß kein Schaden für die betreffenden Berichterstatter daraus erwächst. Ich habe gelegentlich auch den Vorschlag gemacht, daß ein französischer und ein deutscher Geistlicher gemeinsam zu dieser oder jener Familie, die Aussagen zu machen hat, hingehen und dann für die französischen und deutschen Protestanten ein Protokoll ausgeben, das von ihnen gemeinsam beglaubigt ist. Bisher haben französische Geistliche im allgemeinen an diese Aufgabe nicht herangehen wollen. Immerhin ist der erste Schritt zu einer derartigen Untersuchung neuerdings erfolgt. Außerdem aber haben verschiedene protestantische Geistliche, u. a. auch Vertreter der französischen Gruppe des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen, das Vorhandensein von Gewalttaten zugegeben und durch die Art, wie sie sich dazu erklärt haben, ihre Bemühungen mit den unsrigen vereint.

Nach meiner Meinung sollte allgemein zugegeben werden: 1. Farbige Truppen befinden sich nach wie vor im besetzten Gebiet. Wenn von französischer Seite immer wieder verbreitet wird, es seien keine schwarzen Truppen mehr da, dann ist das nicht viel mehr als ein Wortspiel; denn im deutschen Sprachgebrauch gelten Neger eben als Schwarze und können auch die Madagassen nicht gut anders denn als „schwarz" bezeichnet werden. Wenn man sehr genau sein will, kann man natürlich zwischen ganz dunkelbraun, mittelbraun, hellbraun und gelb unterscheiden, um die verschiedenen Rassen, die Frankreich noch gegenwärtig zur Besetzung der deutschen Rheingebiete verwendet, von einander zu trennen. 2. Die Behauptung, daß diese farbigen Truppen eine bessere Disziplin hätten als die weißen Truppen, ist in Frankreich selbst umstritten. Ich stelle aber fest, daß in verschiedenen Berichten von alliierter Seite, so z. B. in dem des amerikanischen Generals Allen, die Disziplin der schwarzen Truppen als schlecht bezeichnet wird. 3. Die Einrichtung von Bordellen in fast allen Städten des Rheingebietes, in denen sich französische Besatzung befindet, ist eine Tatsache. Die Qualen, die dort die Mädchen von Seiten der schwarzen Truppen auszustehen haben, können von den Aerzten bezeugt werden. Früher haben auch französische Aerzte

und Schriftsteller über ähnliche Vorkommnisse in französischen Bordellen geschrieben. 4. Im besetzten Gebiet sind zweifellos einige hundert Fälle schwerer Gewalttaten farbiger Truppen gegenüber deutschen Frauen und Mädchen vorgekommen. Absolut sicher bezeugt sind für mich z. B. Fälle, in denen über 70jährige Greisinnen, 50jährige Mütter in Gegenwart ihrer Kinder sowie Mädchen unter 16 Jahren vergewaltigt worden sind. Ich habe selbst erst vor wenig Tagen das Mischlingskind eines Mädchens gesehen, das mit 16 Jahren von einem protestantischen Madagassen mißbraucht worden ist.

Es sei hier von vornherein als bewiesen angenommen, daß das Verhalten zahlreicher deutscher Frauen und Mädchen den schwarzen Truppen gegenüber höchst unerfreulich ist. Wenn französische Beurteiler eine richtige Auffassung der Verhältnisse gewinnen wollen, dürfen sie aber nicht annehmen, daß dieser Umstand die Frage einfacher macht. Im Gegenteil: Die Erbitterung im besetzten Gebiet ist gerade deshalb noch stärker, weil ein falsches Verhalten deutscher Frauen, wobei es sich natürlich fast nur um eine gewisse Schicht handelt, mit in Betracht gezogen werden muß. Wenn schon eine Bevölkerung wie die Preußens in den Jahren 1806—1807 das entsprechende Verhalten der französischen Truppen nicht vergessen konnte, wie viel weniger kann jetzt diese durch Tatsachen fortwährend zu belegende „schwarze Schmach" vergessen werden! Die braunen Kinder, welche geboren werden, werden selbstverständlich von den Müttern nicht behalten; bei der gegenwärtigen Stimmung der Bevölkerung ist das auch ganz unmöglich. Sie wachsen auf als lebendige Beweise für das, was Deutschland nach dem sogenannten Frieden angetan worden ist. In nächster Zeit wird ein Kinderheim ausschließlich für solche Mischlingskinder eingerichtet werden. Dasselbe wird zweifellos auch zur Unehre Deutschlands dienen; ob aber zur Ehre Frankreichs?

In einem Krankenhaus des besetzten Gebietes, das ich selbst besucht habe, erschienen, sobald das Vorhandensein brauner Kinder in demselben bekannt wurde, die Frauen verschiedener französischer Offiziere, unter andern auch die Frau des französischen Generals, der es darum zu tun war, die dort befindlichen Mulattenkinder vom Ort zu entfernen, überhaupt die Spuren nach Möglichkeit zu verwischen. Wenige Tage später erschienen bereits Engländer und Amerikaner, die neugierig diese Beweise deutsch-französischer Beziehungen ansehen wollten. Das Krankenhaus hat sich daraufhin die Besuche verbeten. Die Hohe Interalliierte Kommission wird infolgedessen wahrscheinlich, wenn sie Feststellungen zu machen hat, nicht im Stande sein, irgend welche Beweise für die Existenz dieser Kinder zu finden!!

Deshalb sei es zum Schluß nochmals gesagt: Die Abhülfe muß auf anderem Wege kommen. Nicht militärische Maßnahmen, nicht Ableugnung, Drohung und Verfolgung, können die Lage bessern, sondern nur die aus bedrängtem Gewissen erfolgenden Bemühungen französischer Männer und Frauen, die die Not des besetzten Gebietes zu ihrer eigenen machen. Auch wenn die Verwüstungen des nordfranzösischen Gebietes noch so schwer auf ihrer Seele liegen, dürfen sie sich bei der Feststellung der Wahrheit und bei der Frage nach Abhülfe nicht von den alten Gedanken der alten Revanche leiten lassen. Wenn jetzt, wo dem Buchstaben nach der Friede hergestellt ist, das Gewissen der französischen Christen versagt, dann ist die letzte Gelegenheit zu einer Rehabilitierung des Christentums versäumt. Nachdem die Christen sowohl in der Wahrheitsfrage wie in der Schuldfrage wie überhaupt in allen den Krieg betreffenden Fragen so traurig versagt haben während des Krieges, ist es für uns geradezu eine Glaubensnot, daß wir jetzt, wo friedliche Berührungen wieder stattfinden, in allen diesen Fragen zu einer gemeinsamen Aktion des christlichen Gewissens kommen. Hierfür sind Uebertreibungen eben so schädlich, wie es schädlich und gewissenlos wäre, wenn wir nicht die traurige Wahrheit offen aussprächen. Es ist nicht unsere Absicht über dieses Kapitel noch öfters Worte zu verlieren, aber einmal mußte es deutlich ausgesprochen werden, daß die „schwarze Schmach" jetzt vor allem eine christliche Schmach ist.

Berlin — Friedrich Siegmund-Schultze

Der kirchenpolitische Ertrag des Weltkrieges

3. Römischer Katholizismus und Protestantismus im allgemeinen

Ob für die römische Kirche das Ergebnis des Kriegs und der ihm folgenden Revolutionen günstig oder ungünstig gewesen sei, wird verschieden beurteilt. (Auf eine charakteristische, in Einzelnem freilich zum Widerspruch herausfordernde Darlegung des irischen Dominikaners O'Gorman verwies Benrath in seinem Aufsatze „Zur Bilanz von Protestantismus und Katholizismus vor und nach dem Kriege" Deutsch-Evangelisch Okt. und Nov. 1919.) Wir müssen wesentlich das Verhältnis dieser Kirche zu Staat, Schule, Bildung, ihren Wettbewerb mit dem Protestantismus und anderen religiösen sowie den religionsfeindlichen Strömungen ins Auge fassen. Die entsprechenden Erwägungen sind dann für den Protestantismus anzustellen.

Von Amerika braucht dabei nur ganz kurz die Rede zu sein. Daß die Machtverhältnisse der beiden Konfessionen sich dort während des Kriegs verschoben hätten, ist nicht anzunehmen. Die Vereinigten Staaten sind ungleich mächtiger als alle mittel- und südamerikanischen Republiken zusammen. Aber das stand schon vor dem Kriege fest und ist durch ihn nur deutlicher hervorgetreten. Es unmittelbar als Gewinn des Protestantismus zu buchen geht jedoch nicht an. Die Union, früh zur Trennung von Staat und Kirche gekommen, ist nie in dem Sinne Schutzmacht einer Konfession gewesen, wie jeder der älteren europäischen Staaten das einmal war. Auch der Katholizismus hat sich drüben reich entfaltet, wenngleich die überwiegende Mehrheit des Volkes protestantischen Denominationen angehört und es z. B. gewiß kein Zufall ist, daß bisher nie ein Katholik dort Präsident war. Immerhin: da während des Krieges und nach dem Kriege die Vereinigten Staaten reichere Mittel als irgend eine europäische Macht nicht nur auf die Pflege ihrer wirtschaftlichen Interessen, sondern auch auf kulturverbreitende Arbeit in fremden Ländern, z. B. in China, verwenden konnten, auf die Anlage von Schulen, auf christliche Mission in verschiedenen heidnischen Gebieten, so wird jene Tatsache, daß der Protestantismus in der Union vorwiegt, in den nächsten Jahrzehnten ihre starken Wirkungen weit über Amerika hinaus bewähren.

Eine Frage gilt dabei natürlich für Amerika wie für Europa: Inwieweit hat der Krieg das Ansehen des Christentums, aller christlichen Konfessionen, ja der Religion überhaupt geschädigt?

Man hat gemeint, wie der dreißigjährige Krieg Europa des konfessionellen Haders müde machte, so werde dieser Krieg den Wert des Christentums, ja aller Religion in den Augen der Völker tief herabsetzen. In erheblichem Maße ist das gewiß geschehen. Nur war eben der dreißigjährige Krieg ein Religionskrieg, während die Hauptmotive des jetzigen ganz anderer Art gewesen sind. Mögen Christen, christliche Kirchendiener verschiedener Bekenntnisse ihn allzuleicht gerechtfertigt und dadurch ihre Sache diskreditiert haben, stärker mußte dieser Krieg die Menschen gegen Imperialismus und Kapitalismus mißtrauisch machen. Ist der Lärm stiller geworden, wird man finden, daß Streit und Not, wie sie Viele roh, stumpf und bitter gemacht haben, so Andre vielmehr nach innen zu blicken, nach oben sich sehnen gelehrt haben. Meßbar, spürbar sind aber all diese Wirkungen, wenn überhaupt, dann jedenfalls nicht bald.

Fassen wir nun die Stellung des Katholizismus in Europa ins Auge. Zunächst das Aeußerlichste, das Dasein und die Machtstellung wesentlich katholischer und wesentlich protestantischer Staaten. Eine von den alten sechs Großmächten machte treu römisch-katholische Politik, die Habsburgische Monarchie (trotz der großenteils reformierten Ungarn und eines starken morgenländisch-katholischen Volksteils). Frankreich und Italien, mit fast ganz katholischer Bevölkerung, trieben doch eine Politik, die oft in scharfem Gegensatz zur Kirche stand. Dagegen stieg in dem überwiegend protestantischen Deutschland seit Beendigung des Kulturkampfs der Einfluß des Zentrums und der katholischen Kirche, erst langsam, dann (mit kurzen Unterbrechungen) immer rascher. Nun ist jene einzige streng katholische Macht, das habsburgische Oesterreich, zerfallen. Frankreich hat freilich dafür

seine Beziehungen zum Vatikan wieder angeknüpft: in irgend welchem Maße wird das auch auf die innerfranzösische Kirchenpolitik wirken. In Italien, wo sich früher die Katholiken päpstlicher Weisung gemäß von politischer Betätigung fern hielten, zum Zeichen des Protests gegen die unter Wegnahme des Kirchenstaats erfolgte Einigung des Landes, gibt es jetzt eine starke bewußt katholische Partei im Parlament.

Von den Staaten, die auf dem Boden des früheren Donaureichs entstanden sind, haben der deutsch-österreichische, der tschechoslowakische und der ungarische eine klerikale Partei; diese Parteien werden aber an den Regierungen nicht den dauernden Rückhalt finden, den die Klerikalen am Wiener Hofe hatten. Die römisch-katholischen Kroaten vollends sind dem Staate der morgenländisch-katholischen Serben zugewiesen. Ein reiner Gewinn für die römische Kirche ist nur die Wiederaufrichtung Polens. Wie das Deutschtum, so steht dort der Protestantismus, wenigstens der deutsche, unter schwerem Druck. Katholisch ist auch das dem polnischen Staat benachbarte Litauen; es könnte ein Vorposten der römischen Kirche weit nach Nordosten hin werden. Nur erschweren gerade die polnischen Machtansprüche hier eine Festigung der Verhältnisse.

4. Das Papsttum

Machtzuwachs der römisch-katholischen Kirche ist ohne Weiteres zugleich Machtzuwachs des Papsttums und umgekehrt. Daß das Kardinalskollegium, als der religiös eifrige aber unpolitische Pius X. bald nach Ausbruch des Kriegs gestorben war, einen Diplomaten aus der Schule Leos XIII. und Rampollas zu seinem Nachfolger wählte, war klug. Unbestreitbar hat Benedikt XV. durch seine vorsichtige Haltung in einer für den apostolischen Stuhl recht schwierigen Lage — namentlich seit dem Eintritt Italiens in den Krieg war sie dies — das Ansehen des Papsttums in der Welt gemehrt.

Das Zutrauen freilich, das deutsche und österreichische Katholiken in seine Neutralität oder gar sein Wohlwollen für uns setzten und das sich oft in rührender Form äußerte, verlor mit der Zeit an Recht. Wenn immer wieder manche Blätter bei uns, katholische und solche, die allem Kirchlichen fremd und verständnislos gegenüberstehen, den Papst als Freund der Mittelmächte priesen, so war das nicht nur taktisch töricht — wie hätte man ihm solches Verhalten, wenn es wirklich vorhanden gewesen wäre, inmitten einer feindlichen Welt sinnreicher erschweren können — sondern auch sachlich unbegründet. Den Sieg unserer Feinde hat die ganz überwiegende Mehrheit der Kardinäle und der römischen Umgebung des Papstes nicht nur gewünscht, sondern man konnte ihn von Rom her, wie man die Dinge — sehr anders als bei uns — dort sah, namentlich seit 1917 auch erwarten. Der Papst mußte seine Politik hierauf einstellen. Einzelne deutliche Aeußerungen des Unbehagens hierüber bei deutschen, namentlich bayrischen Katholiken fanden keinen starken Widerhall, da dem katholischen Christen die Stimmung der Pietät gegenüber dem Papste selbstverständlich ist.

Zwei Hauptwünsche aber, die man in katholischen Kreisen während des Kriegs für den Papst hegte, sind nicht in Erfüllung gegangen. Erstens der einer endlichen Lösung der „römischen Frage". Deutsche und österreichische Katholiken meinten wohl, wenn wir siegten, könnten wir dem Papst den Kirchenstaat wiedergeben. Selbstverständlich hätte indes eine solche gegen den Willen der Italiener aufgerichtete und (wie in der letzten Zeit vor 1870) nur mit fremden Bajonetten zu haltende weltliche Herrschaft des Papstes über Rom ihm selbst nur als ein sehr schlimmes Geschenk erscheinen können. Er mußte vielmehr wünschen, die Schwierigkeiten, die sich für ihn ergaben, als Italien in den Krieg eintrat, so zu beseitigen, daß seine Stellung in Rom durch Vereinbarung mit dem italienischen Staat noch unabhängiger würde als sie schon war. Aber Erschwerungen würde sein Verkehr mit Katholiken solcher Länder, die mit Italien Krieg führen, auch dann ausgesetzt sein, wenn man ihm etwa, wie vorgeschlagen, als souveränes Gebiet ein Stück Land, das bis zum Meer reicht, gäbe oder seine unabhängige Stellung durch einen internationalen Vertrag sicherte, statt wie bisher durch das italienische Garantiegesetz. Der Anspruch eines Kirchenfürsten, als Stellvertreter Gottes auf Erden geachtet zu werden, wird sich nie mit den realen Interessen der irdischen Mächte in volle Harmonie bringen lassen.

Bisher ist jedenfalls eine beide Teile, den Papst wie Italien befriedigende Lösung der Schwierigkeit noch nicht gefunden. Das erscheint auch als nicht so dringlich. Benedikt nimmt zwar den Protest gegen den 1870 seinem Vorgänger angetanen Raub so wenig zurück, wie Leo XIII. und Pius X. das taten; aber er kann den jetzigen Zustand ertragen. Die religiöse Macht des Papsttums wächst. Und Italien kann erst recht warten.

Tatsächlich für das Ansehen der Päpste wichtiger gewesen wäre es wohl, wenn zweitens der Papst als Friedensvermittler hätte auftreten können oder doch zum Friedenskongreß zugezogen worden wäre. Er hat sich um Friedensvermittlung wiederholt bemüht, aber ohne Erfolg; zu den schließlichen Friedensverhandlungen ist er von unseren Feinden nicht zugezogen worden, auf Wunsch Italiens. Die italienische Regierung hätte indessen seiner Beteiligung kaum widerstrebt, wenn er rechtzeitig endgültig darauf verzichtet hätte, Souveränitätsansprüche aus der Zeit vor 1870 geltend zu machen, die mit dem Anspruch des Königreichs Italien auf volle Herrschaft über Rom offensichtlich nicht vereinbar sind. So hat die Ungelöstheit der „römischen Frage" den Päpsten eine wichtige Gelegenheit geraubt, ihr politisches Ansehen zu mehren.

5. Protestantische Friedens- und Unionsbestrebungen

Schon das ist aber für die römische Kirche in den Augen vieler Zeitgenossen von Vorteil, daß sie eine einheitliche Organisation besitzt, die während des Kriegs erhalten blieb, ein Oberhaupt, das mitten im Kriege Gedanken des Friedens aussprechen, Taten der Menschlichkeit anregen konnte. Die Zerspaltenheit des Protestantismus, seine Verflochtenheit mit nationalen, staatlichen Interessen und Gegensätzen trat dem gegenüber um so deutlicher hervor.

Um der Gerechtigkeit willen darf dabei freilich Folgendes nicht übersehen werden. Erstens ist, was deutsche, schweizer, nordische, englische, amerikanische Protestanten während des Kriegs zur Hilfe an Gefangenen, in Berührungen um Verständigung der Völker geleistet haben, einfach deshalb oft nicht erwähnt worden, weil die hier tätigen Männer, Frauen und Verbände weiten Kreisen wenig bekannt sind. Vom Papst weiß Jeder; minder bekannte Namen zu nennen hatten die Zeitungen begreiflicher Weise wenig Neigung in einer Zeit, wo die Kriegsberichte alles Interesse, folglich den meisten Raum beanspruchten. Manches, was etwa Deutsche in dieser Richtung taten, durfte überdies bei uns nicht öffentlich besprochen werden; die Zensur war hier zum Teil seltsam ängstlich, während natürlich Nachrichten über den Papst, wenigstens solche, die ihn als Friedensfreund und als uns wohlwollend hinstellten, unbeanstandet durchgingen. Zweitens waren nach dem Kriege die Hilfeleistungen fremder Christen, amerikanischer Lutheraner, namentlich aber der Quäker, für die Notleidenden in Deutschland und Oesterreich ungleich größer als die des Papstes. Drittens ist, obwohl die katholische Kirche *eine* ist, der literarische Streit z. B. zwischen deutschen und französischen Katholiken während des Kriegs nicht minder lebhaft und bitter gewesen als der zwischen deutschen und feindlichen Protestanten. Ja man kann sagen: er war zeitweise heftiger, und vielleicht gerade deshalb, weil die Katholiken als Glieder einer und derselben Kirche dringend verlangen müssen, daß ihre Glaubensgenossen in anderen Ländern ihnen gerecht werden. Die deutschen Protestanten dagegen und die feindlicher Länder waren nie zu *einer* kirchlichen Organisation verbunden. So konnte mit geringerer äußerer Zusammengehörigkeit eine größere Gleichgültigkeit eintreten, obwohl bei den engen Verbindungen etwa durch theologische und Missionsinteressen der Krieg und die Entfremdung natürlich auch hier oft genug schmerzlich empfunden wurden.

So sind denn schon während des Kriegs und erst recht

seither von Protestanten der am Krieg beteiligten wie besonders von solchen der neutralen Länder viele Versuche gemacht worden, in christlichem Gemeingeist die Kluft zu schließen, die sich aufgetan hatte, und für die Zukunft solcher Völkerverhetzung und solchem Blutvergießen vorzubeugen. Der schwedische Erzbischof Söderblom, ein Mann von internationalen Beziehungen, früher Pfarrer in Paris und Professor in Leipzig, hat sich eifrig nach dieser Richtung hin betätigt. Wenn bei den Konferenzen, die im Sommer 1920 in der Schweiz stattfanden, die Anglikaner die Führung hatten oder gewannen, so mag das zum Teil daran liegen, daß England die Führung der Mächtegruppe hat, die im Kriege siegte; das muß natürlich auch bei kirchlichen Verhandlungen irgendwie hervortreten. Zum Teil aber wird es darin begründet sein, daß die englische Staatskirche immer einen starken Sinn für Unionsverhandlungen gehabt hat. Ihre eigene Organisation erstreckt sie überall dorthin, wo Engländer wohnen, d. h. über die ganze Erde, und infolge der eigentümlichen Verbindung katholischer und protestantischer Elemente, die wir bei ihr finden — bischöfliche Verfassung, wesentlich reformierte Lehre — ist sie immer dann als die gegebene Vermittlerin erschienen, wenn man Verhandlungen zwischen allen christlichen Kirchen anstrebte, und sie hat sich selbst als solche Vermittlerin gefühlt, namentlich auch durch neuere Verhandlungen mit den morgenländischen Kirchen, mag auch der Ertrag solcher Verhandlungen bisher nur gering gewesen sein. Daß, wie diese Kirche Vertreter ihrer Mitglieder aus allen Erdteilen auf den Lambethkonferenzen in London versammelt, so die Presbyterianer, die Reformierten verschiedenster Länder eine lose Weltorganisation haben, das erwähnt Stalker (CW 10); ihm schwebt vor, daß die Lutheraner sich in ähnlicher Weise verbinden sollen. Auch die Methodisten haben eine entsprechende Vereinigung.

Wir deutschen Protestanten werden dergleichen Verbindungen zwar nie so hoch einschätzen können, wie es die Katholiken oder die Anglikaner tun. Katholisierende Schätzungen der kirchlichen Organisation, des Kirchentums, wie sie jetzt etwa die Hochkirchliche Vereinigung vertritt, werden bei uns stets auf Widerspruch stoßen. Evangelisches Christentum entfaltet seine geschichtlichen Wirkungen in erster Linie nicht durch seine Verfassungsformen, sondern als Gesinnungsmacht. Aber daß wir auf die internationalen Beziehungen des Protestantismus bisher zu wenig geachtet haben, das haben uns der Krieg und die ihm folgenden Verhandlungen durchaus gelehrt. Erwachsen statt der furchtbaren Zerrissenheit, in der uns die letzten Jahre die evangelische Christenheit zeigten, für die nächste Zeit manche engere Verbindungen, als sie bisher zwischen den Protestanten verschiedener Länder bestanden, so wird das eine wichtige und erfreuliche Folge des Kriegs sein. Auf die einzelnen Versuche, solche Verbindung zu schaffen oder zu festigen, gehe ich nicht ein; die Christliche Welt hat wiederholt darüber berichtet und wird das ferner tun.

Kiel Hermann Mulert

(Schluß „Katholizismus und Protestantismus in Deutschland" folgt)

Hermann Bezzel

Wie, wenn der vor vier Jahren verstorbene Präsident des bayrischen Oberkonsistoriums in Italien, von katholischen Eltern, geboren und bei der römischen Hierarchie gelandet wäre? Wie, wenn das Kardinalskollegium seinen Wert erkannt und ihn als Nachfolger Pius X. auf den Stuhl Petri erhoben hätte? Eine müßige, törichte Frage; töricht schon deshalb, weil Bezzel ganz in seinem deutschen Luthertum verankert war. Aber seine Ehrfurcht gegen die Vergangenheit, sein glühender Glaube, sein Herrscherwille und Zeugenmut, seine asketische Lebenshaltung, dazu die Schwermut und eschatologische Bestimmtheit seines Charakters, die Gewalt seines Wortes, die Wucht seines Stils, die prophetische Klarheit seines Blickes — das alles ins Römische übertragen und Hermann Bezzel hätte sich den edelsten der religiösen Päpste würdig zur Seite gestellt!

Bezzel war vor allem rückwärts gerichtet. Sein Glaube und seine Theologie fußten, wie es sein soll, auf dem Einen, ewigen Evangelium, aber auf dem Evangelium, wie es das 16. und 17. Jahrhundert verstanden hat. Natürlich kannte er auch die neue und neueste Theologie, zumal die der Erlanger Schule; aber er erinnert selten daran, und die vermittelnde und verschleiernde Art zum Beispiel Seebergs war ihm ein Greuel. Am liebsten hat er sich auf dem Boden der Vergangenheit bewegt. Das schließt nicht aus, daß er mitunter scharfe Worte gegen die Ueberschätzung der lutherischen Bekenntnisschriften, zumal gegen die Orthodoxen gefunden hat, „die in wohlbemessener Zurückgezogenheit und nicht allzugroßer Anstrengung von Willen und Wesen ihres Konfessortums beschaulich pflegten". Das schließt auch nicht aus, daß er die von den Vätern überkommene Wahrheit immer fester begründet, immer reicher entfaltet, in immer neuen Worten und Gedanken dargestellt wissen wollte. G r u n d s ä t z l i c h gab er über das altlutherische Bekenntnis hinaus vielleicht neue Fragen, aber keine neuen Antworten als berechtigt zu; grundsätzlich, wesentlich lag für ihn die Wahrheit in dem Dogma der lutherischen Kirche fertig vor. Und zwar fand er darin den zutreffenden Ausdruck seines innersten Glaubens. Mehr noch als sein Kopf hing sein Herz an dem Erbe der Alten; daran rütteln, anders lehren und glauben als es die Väter getan, empfand er als pietätlos und glaubensfeindlich.

Von hier aus ist der Kampf zu verstehen, den Bezzel um das Bekenntnis seiner Landeskirche, der Kampf, den er gegen die moderne Theologie geführt hat. Freilich haben die acht Jahre seiner Präsidentschaft keinen eigentlichen „Fall", kein gewaltsames Ausscheiden moderner Theologen aus dem bayrischen Kirchendienst verschuldet. Bezzel würdigte die bayrischen Liberalen stets als eine bessere Spezies dieses üblen Genus, erkannte den Ernst an, mit dem sie „das ihnen verbliebene Maß von Heilserkenntnis und Heilswertung darbieten", die Pietät, mit der sie „bei Andern und an Andern das zu wahren suchen, was sie für sich selbst nicht mehr aufrecht erhalten", räumte ein, daß diese Richtung wenn auch der Fülle christlicher Wahrheit nicht gerecht werde, so doch „die Kraft christlicher Wirklichkeit" erstrebe, und wollte bei dem Gegner „so lange nicht unethische Beweggründe vermuten, als sie nicht bewiesen sind". Aber noch in seiner letzten kirchenpolitischen Rundschau stritt er den moderntheologischen Anschauungen das Bürger- und Heimatsrecht in seiner Landeskirche ab. Sobald sich die theologische Forschung zu neuen Begriffen verdichtet hatte, gab sie Bezzel nur noch Anlaß zum Kampf. In der Preisgabe des überlieferten christologischen Dogmas, in dem Ersatz der metaphysischen durch die psychologische Deutung der Person Jesu sah Bezzel nur Untreue gegen seinen Herrn Jesus Christus. Er konnte und wollte es nicht fassen, daß man Jesus lieb haben, sich der Gewalt Jesu unterwerfen und doch sein Geheimnis anders deuten könne als es die alte Kirche getan hat; für ihn handelte sichs um Offenbarung, nicht um Geheimnis. Folgerichtig stellte er der bibelkritischen Arbeit eines Bengel die modernen Kritiker gegenüber, „die niederreißen, um den Schutt zu sehen, und zerpflücken, um das Spiel der welken Blätter und Blüten anzuschauen", würdigte die Arbeit der Religionsgeschichtler nur als „neueste Entdeckungen und Erfindungen einer wild wachsenden Theologie", die „um einer vorgefaßten Meinung willen" bezweifle und bestreite, und scheute sich nicht, selbst auf der Kanzel vor der „die Gemeinde um ihr seligstes und sonderlichstes Gut betrügenden Theologie" zu warnen, „die nicht mehr das Kreuz in den Mittelpunkt des ganzen Lebens stellen will". Die Ungerechtigkeit dieses Urteils hat die Modernen aufs tiefste verletzt; was Bezzel als Untreue und Betrug brandmarkte, war ihnen Pflicht der Wahrhaftigkeit, Dienst an der Wahrheit. Darüber wurde Bezzels Präsidentschaft zu einer Zeit des ununterbrochenen Kleinkriegs. Nur wurde mit ungleichen Waffen gekämpft. Bezzel war der Präsident des Oberkonsistoriums, die Andern, die Kandidaten, Vikare und Pfarrer, seine Untergebenen, gerade in Bayern dem Willen des Kirchenregiments aufs stärkste unterworfen. Es stand Glaube gegen Glauben, Wahrhaftigkeit gegen Wahrhaftigkeit, aber auf Bezzels Seite verschärft durch die Autorität seines Amtes und die Wucht seiner Person, vor der sich auch die Gegner willig beugten.

Im letzten Grund war es doch nur eine andre Spielart des Kampfes, den Pius X. gegen die Modernisten führte; und wer bezweifelt, daß in diesem Kampf das höhere Recht auf Seite der Modernisten stand?

Katholisch war auch der Weg, den Bezzel den Modernen wies. Er empfahl ihnen das „Niederringen der Glaubenszweifel in würdigem Trotz" und verschob damit den Streitpunkt von der Dogmatik in die Ethik, vom Intellekt auf das Gebiet des sittlichen Willens. Natürlich gibt es Zweifel, die ans Herz greifen und die wir in der Seele niederringen; welcher Moderne führte gegen den gottwidrigen Schein der Wirklichkeit nicht das „Dennoch!" des Glaubens trotzig ins Feld? Geht es aber um die intellektuelle Wahrheit, um das Gut, das sich der geistigen Erkenntnis als richtig aufdrängt, dann wird das Niederringen zur Sünde, zum Streit wider Gott. Mag sein, daß Bezzels Gemüt auf die Mannentreue eingestellt war, die germanische Heerfolge gegen den König, gerade gegen den König in seiner widerspruchsvollen Gestalt. Aber auch Luther kannte, bewährte die germanische Treue und rang gleichwohl seine Zweifel nicht trotzig nieder: er gehorchte Gott und gab ihnen Raum! Die protestierenden Bischöfe von 1870 gewannen sich, mehr oder minder würdig, den niederringenden Trotz ab und versündigten sich an der Wahrheit. Kann, darf ein evangelisches Gewissen diesen unheimlichen Schritt wagen? Hier verstanden sich die Geister nicht mehr. Bezzels Gegner sahen im Dogma nur die Schale des Glaubens, eine wandelbare Form der ewigen Wahrheit; für Bezzel war die Vorstellung unvollziehbar, daß das kirchliche Trinitäts- und Christusdogma nicht zutreffend, nicht allein berechtigt sei und sich mit der Wahrheit nicht decke: wie es für den römischen Papst unmöglich ist, die Wahrheit anders als im katholischen Gewand zu schauen.

Päpstlich, im guten Sinn päpstlich, verwaltete Bezzel sein Kirchenamt. Er wußte sich nicht nur als Träger der kirchlichen Ordnung, sondern fühlte sich für seine ganze Kirche bis zur Seele des Taglöhners verantwortlich, fühlte sich auch als Bischof aller Diözesen, als Parochus aller Pfarreien. Bezeichnend war die Art, wie er sein Amt antrat. Sonntags hielt er in Neuendettelsau seine Abschiedspredigt; am Montag erschien er morgens gegen acht Uhr, als noch keiner seiner Räte zur Stelle war, zum maßlosen Erstaunen des Bürodieners, der ihn überhaupt nicht kannte, im Oberkonsistorium und nahm die Zügel in die Hand. Bezeichnend war auch, daß er gelegentlich einen Erlaß, der einem Gemeinschaftspfarrer befahl, sich auf eine andre Stelle zu melden, zwar unterzeichnete, darnach aber hinfuhr, die Dinge am Ort untersuchte und vor versammelter Gemeinde seinen eigenen Erlaß zurücknahm. Solange er Präsident war, war kein Pfarrer, auch nicht im entlegensten Dorf des Fichtelgebirges, davor sicher, ob nicht eines Sonntags Bezzel erschien und auf der Orgel oder hinter einer Säule seiner Predigt zuhörte. Aber er kam nicht, um zu spionieren; er wollte nur alle Verhältnisse, alle Pfarrer selbst, persönlich kennen. Er herrschte nicht, um zu herrschen; er wollte nur dienen, und er war in Wort und Sakrament allzeit ein williger Diener aller Gemeinden, die ihn darum baten. Aber er fühlte sich verpflichtet, soweit es seine Kraft zuließ, alles selbst zu ordnen: wie zuvor in seinem Diakonissenhaus, so darnach in seiner ganzen Landeskirche. Dadurch kam ein stark persönlicher und, da sich Bezzels cholerisches Temperament nicht auf die Kunst des Wartens verstand, ein stark nervöser Zug ins Kirchenregiment. Auch konnte es nicht ausbleiben, daß er sich manchmal vergriff, zumal in Personalfragen; seine Personenkenntnis deckte sich nicht mit seiner Menschenkenntnis, er besetzte die Pfarrstellen nach bester Meinung, vermied aber nicht immer den Schein der Willkür und gab mancher Gemeinde einen Pfarrer, der sich nicht bewährt hat. Die Folge blieb nicht aus. Während vordem der Wunsch immer lauter erklungen war, das Kirchenregiment möchte bisweilen aus der oberbayrischen Hochebene in die fränkische Niederung herabsteigen, wurde im Lauf der Jahre umgekehrt vielfach die Zeit zurückgesehnt, da das sachliche Oberkonsistorium und nicht eine Persönlichkeit regiert hatte. Der Eifer um das Haus des Herrn fraß Bezzels Seele; nur konnte sich sein Eifer nicht auf die Gravitas des unfehlbaren Papstes stützen.

Nimmt man hinzu, daß das Herrische seines Wesens oft nur den Schleier über ein starkes Maß natürlicher Schüchternheit breitete, daß er im Verkehr mit den Pfründnern und Blöden Neuendettelsaus viel goldne Kindlichkeit zu entfalten verstand, daß in der „fanatischen Jesusliebe" des Zölibatärs doch wohl auch die dunklen Triebe des Klosterlebens wirksam waren, dann tritt die Größe und Tragik Bezzels in ihr volles Licht. Am tragischsten war, daß der Mann, der in einer festgefügten Bekenntnisgemeinschaft hemmungslos regieren konnte, sich im Dienst, in der Leitung einer Landeskirche zerrieb, die kein geschlossenes, einheitliches Gepräge besitzt, die alle Getauften umfaßt, allen Spielarten des evangelischen Christentums Rechnung tragen muß oder — in Trümmer fällt. Dazu reicht die Frömmigkeit, die Leidenschaft, die Gewalttätigkeit nicht aus; und Bezzel war gewalttätig, er vergewaltigte am heftigsten sich selbst. Ein theologischer Lehrer von Neuendettelsau kennzeichnete ihn als eine „Kraftnatur mit einem Zug tiefer Melancholie". Auf dem Stuhl Petri saßen öfters solche Naturen; es waren die bedeutendsten, aber auch die unglücklichsten Päpste. Im Dienst des protestantischen Kirchenregiments ist ihnen dies Schicksal unausbleiblich!

Im übrigen bedarf die eigentliche Größe, die „mitreißende Anziehungskraft" Bezzels keiner rühmenden Würdigung. Wer sich mit ihm aussprechen durfte, wurde vielleicht zum schärfsten Widerspruch gereizt, auf jeden Fall aber tief ergriffen von seiner christlichen Persönlichkeit. Nur noch ein Wort von Bezzels Stil und Predigtart. Bezzel redete eigentlich nie, er predigte immer und gab selbst ganz formalen Erlassen doch eine geweihte, priesterliche Form. Seine gedruckten Predigten wirken verschieden. Der Jahrgang „Dienst und Opfer" läßt kühl und bietet wenig an außerordentlichem Gut; die Predigten über „Die sieben Worte Jesu am Kreuz" sind unerschöpflich an Tiefe, zwingend an Kraft. Das Beste sind Bezzels mancherlei Konferenzvorträge. In Vorträgen wie dem über „Die Heiligkeit Gottes" oder den „Kampf mit den Kleinheiten" bietet jeder Satz einen Gedanken, und jeder Gedanke nötigt, sich daran zu messen. Es ist ganz unverständlich, wie „Licht und Leben" an Bezzels Rede den „Mangel an Klarheit und Plastik der Darstellung" rügen konnte. Sein Stil ist freilich schwer, mitunter gewunden und der Fluß seiner Rede oft dadurch gehemmt, daß Bezzel den Hauptgedanken mit der, freilich äußerst prägnanten, nur andeutenden, Rücksicht auf die kleinen und kleinsten Nebengedanken belastete. Aber erstens wußte Bezzel zu unterscheiden und fand für schlichte Leute auch ganz schlichte Worte; zum andern, auf dem gelehrten, gesalbten Kothurn verfügte er über eine „erhabene Gedrungenheit und wortgestaltende Anpassungsfähigkeit des Ausdrucks" und vor allem über die Gabe, „was den Augenblick bewegte, typisch zu erfassen und klassisch zu formen". Wer ernste Sentenzen liebt, greife zu Bezzel; er findet außer den Sentenzen oft auch Hymnen von wunderbarem Schwung. Nur, modern ist Bezzels Rede nicht; man muß bis auf Augustin und Tertullian, man muß auf die großen Kanzelredner des katholischen Altertums und Mittelalters zurückgreifen, wenn man Bezzels Beredtsamkeit erklären will.

Zum Propheten wurde Bezzel, wenn er seinen düsteren Blick in die Zukunft, in die Zeit nach dem Krieg, schweifen ließ. Er betete freilich um einen würdigen, ehrenvollen Ausgang des Kriegs, aber er zitterte vor dem Argen, das kommen konnte. „Wie bald", so rief er 1916 der Konferenz von Paulinzella zu, „werden die germanischen Völker durch ihre Schuld aus dem Erbe verstoßen sein und dem Raum geben, was einst in ihren Grenzen bestritten ward." Mochte der Krieg enden, wie er wollte, Bezzel wußte im Sommer 1915, „was die Halbbildung nach dem Kriege ersehnt, Einheitsschule, religionslose Schule, — denn der Kampf gegen die Konfession meint nicht diese, — ethischen Unterricht, Gesinnungslehre", und trauerte darüber, „daß vornehmlich bei evangelischen Lehrern dieser Sturmlauf gegen das Bekenntnis anhebt, dessen Ende

Niedergang nicht zumeist der Religionsbekenntnisse, sondern alles Wissens und letztlich des rechten Sinnes ist". Wie furchtbar bestätigt jeder Tag von neuem diesen Pessimismus! Auch, was einer seiner letzten Aufsätze unserm Kirchentum sich nähern sah: „Der Massenabfall wird über die Kirche hinbrausen, die Flucht der Undankbaren sie verlassen. Der Erfolg wird angebetet werden. Die Gemeinden werden nimmer genügend versorgt werden können, weil es an Hirten oder am schriftgemäßen Dienst fehlt, die Kirchenregierungen werden rat- und machtlos stehn, das ganze Luthertum unter der Zunahme der Ungerechtigkeit in ihm und gegen seine Art und unter der Erkältung des Liebeslebens leiden."

Es war gnädig gefügt, daß Bezzel diese Zeit nicht mehr erlebt hat. Genaue Kenner stimmen darin überein, daß seiner konservativen, autoritativen Natur die Anpassungsfähigkeit gefehlt hätte, um seine Landeskirche in die neuen Verhältnisse überzuleiten.

Als Bezzel in seinem Geburtsdorf beerdigt wurde, zollte ihm der katholische Kultusminister den Dank des Königs und der bayrischen Staatsregierung, bezeugten ihm die Vertreter aller protestantischen Schichten, was sie an ihm besessen hatten, und pilgerten die fränkischen Bauern zu Tausenden an sein Grab. Das war einmal ein Kirchenfürst, den das Volk, zumal das Landvolk, gekannt und geliebt, von dem es Segen und Gotteskraft empfangen hatte.

Schaut man heute, nach vier Jahren, auf Bezzel zurück, so bleibt er bestehen als ein „Fels, gesetzt zu einem Auferstehen Vieler", und doch zugleich als ein schwer lösbares Problem, ein erratischer Block.

Frankfurt a. M. — Johannes Kübel

Vom Religionsunterricht in der Schweiz

Einer Aufforderung der Redaktion folgend seien hier einige Angaben über den Schul-Religionsunterricht in der Schweiz mitgeteilt. Da das Schulwesen kantonale Angelegenheit ist, so besteht in der Ordnung des Religionsunterrichtes durch die reformierten oder halbreformierten Kantone hin die bunteste Mannigfaltigkeit. In der Hauptsache besteht in der Schweiz der vom Staat durch Lehrkräfte der verschiedensten Bekenntnisse ausgeübte Religionsunterricht. Einzig Basel hat neuerdings den Religionsunterricht der Kirche übergeben, jedoch mit Mitbenutzungsrecht der Schullokalitäten. Ueber die Erfahrungen, die mit diesem System gemacht werden, läßt sich noch nichts sagen, da es erst in der Durchführung begriffen ist. In der welschen Schweiz scheint die sich dort vollziehende Separation der Kirche vom Staat doch nicht die Eliminierung des Religionsunterrichtes aus der Schule zur Folge zu haben. Genauere Nachricht über die Ordnung desselben steht mir nur aus der Waadt, dem größten welschschweizerischen Kanton, zu Gebote. Danach soll der Religionsunterricht nur historischen Charakter haben. Er findet in zwei Wochenstunden statt, die an den Anfang oder ans Ende des Stundenplanes fallen müssen, um die Dispensierten leichter auszuschließen. Der Lehrer, nicht zum Religionsunterricht verpflichtet, muß aber die durch seinen etwaigen Verzicht ausfallenden Stunden ersetzen. Praktisch sind Lehrer- und Schülerdispensationen seltenste Ausnahme. An höhern und Mittelschulen erteilen meistens Pfarrer den Religionsunterricht, dafür von der Schule angestellt und bezahlt. Sie sind auch oft Direktoren der kleinen Realprogymnasien der Landstädte unter 5000 Einwohnern. — Ebenso steht die Masse der deutschen reformierten Kantone im Zeichen des vom Staate durch Lehrer oder Pfarrer erteilten Religionsunterrichts. Da überall zugleich die Staatskirche besteht, ist es freilich in einigen Fällen, in denen die Pfarrer mit der Aufgabe betraut sind, zweifelhaft, ob sie Mandatare der Schule oder der Kirche sind. Protestantische klerikale Gelüste sind natürlich da und dort am Werk, den Religionsunterricht zur ausschließlichen Domäne der Kirche zu machen. Eine besondere Stellung nehmen hier einige konfessionell paritätische Kantone ein. Aber auch hier wieder: Mannigfaltigkeit in der Freiheit! In St. Gallen erteilt die Kirche durch dazu qualifizierte Lehrer innerhalb des Schulpensums den Religionsunterricht, in Graubündten (sofern es wegen der großen Entfernungen einigermaßen angeht) durch Pfarrer. An den oberen Stufen der Realschule wird im Kanton St. Gallen, ähnlich wie in der Waadt, der Religionsunterricht durch Pfarrer erteilt. Im paritätischen, zugleich aber ungebrochen staatskirchlichen Kt. Basel-Land erteilen die Pfarrer vom 4. Schuljahr an im Rahmen des Stundenplans als Beauftragte der Schule Religionsunterricht. Neben diesem „konfessionellen" Unterricht wird von der Lehrerschaft freilich dazu noch je 1 Stunde Biblische Geschichte oder Sittenlehre, je nach Belieben des Lehrers, gegeben. Der Kt. Zürich erteilt während der 6 ersten Schuljahre durch die Lehrerschaft ad libitum Religionsunterricht oder Sittenlehre. Daran schließt sich im 7. und 8. Schuljahr der „in der Regel" durch den Pfarrer erteilte Religionsunterricht an, der nach der Schule seine Fortsetzung in 2 Jahren Konfirmandenunterricht findet. Der Aargau hat sich neuerdings zum durchgängigen Religionsunterricht durch die Lehrerschaft bekannt. Der große Kt. Bern endlich erteilt durchweg in der 9jährigen obligatorischen Primarschule und den deren obern 4—5 Klassen enspredenden Sekundarschulen durch die Lehrerschaft innerhalb des gesetzlichen Unterrichtsplanes den Religionsunterricht. Die Ausführung geschieht je nach Gewissen, Lust und Fähigkeiten. An den Städtischen Gymnasien usw. beauftragt die Schule einzelne Pfarrer mit dem fakultativen Religions-, bezw. kirchengeschichtlichen Unterricht.

Dem Genius unsrer schweizerischen Republiken scheint demnach meistenorts ein nicht-kirchlicher, etwas bieder-moralischer, im Auftrag der öffentlichen Schule erteilter christlicher Religionsunterricht zu entsprechen. Das Maß seiner Christlichkeit richtet sich (da ein äußerer Zwang nicht besteht und ein solcher auch nichts Positives beitragen könnte) ganz nach dem Stand des Sinnes und der Erkenntnis der ihn erteilenden Lehrer und Pfarrer. Ob der Religionsunterricht nun im Auftrag des Staates durch die Schule oder die Kirche, oder ohne Staatsauftrag allein durch die Kirche erteilt wird, so muß jedenfalls im Vordergrund der ganzen Angelegenheit nicht die Frage des bloßen Vorhandenseins eines solchen Unterrichts stehen, sondern diejenige nach seinem eventuellen qualitativen Gehalt. Falls auch die Kirche um diesen nicht mehr weiß, so ist es wohl freilich besser, im kritischen Falle die Schule mit dem Religionsunterricht unbehelligt zu lassen.

Madiswil, Kt. Bern — Peter Barth

Wöchentliche Chronik

Von Personen. Ernannt: Privatdozent Liz. Kittel in Leipzig zum Extraordinarius. Berufen: Prof. D. Ernst Sellin-Kiel nach Berlin als Nachfolger von Graf Baudissin. Gestorben: Bischof Dr. Kirstein von Mainz. Sein Nachfolger Dr. Hugo war bisher Regens des Speyrer Priesterseminars.

Ehrenpromotionen aus Anlaß des 18. April. In Worms wurden als DD. von Gießen proklamiert Prälat Euler in Darmstadt, Professor Velde in Friedberg, Bibliothekar Pfannmüller in Darmstadt und Studienrat Weimar in Darmstadt. Als Marburger DD. haben wir schon gemeldet Bischof Billing und Pfarrer Sippell. Jena ernannte den Kunsthistoriker Professor Georg Dehio, früher in Straßburg, jetzt in Tübingen; Geh. Kirchenrat Wilhelm Krippendorf, Vorsitzenden des Landeskirchenrats in Weimar und Fürsorger für die Anstalten der Innern Mission; Kirchenrat Pfarrer Karl König in Urspringen, Rhön, mitverdient um die Herstellung der Landeskirche Thüringens. Halle: Oberkirchenrat Franz Hoffmann in Dessau, Vorsitzenden des anhaltischen Landeskirchenrats; Dr. Paul Flemming, Professor in Pforta; Provinzialschulrat Gustav Voigt in Thale. — E St

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Schwurgericht. Zehn Sitzungen. Man müßte sich viel mehr um das Rechtsleben im Volke kümmern. Die Verhandlungen sind ja öffentlich. Aber wer setzt sich gern hinter die Schranken zu dem Publikum mit den Filminstinkten, wenn nicht schlimmeren. Nun ist man also von Amts wegen dabei. Da fühlt man wohl, was für eine ernste und heilige Sache es um das Rechtfinden und Rechtsprechen ist. Ich weiß nicht, ob in juristischen Kreisen die Geschwornengerichte noch irgend beanstandet werden. Verfassungsmäßig stehen sie fest. Und ihre Leistung wird ja freilich — von den Juristen abhängen. Das ganze Gelingen einer solchen Tagung hat der Vorsitzende in der Hand. Die Verantwortung, die er trägt, ist fast zu groß. Weshalb wechselt man nicht bei längerer Periode? Die Nerven müssen doch schließlich versagen. Wir waren durch unsern Vorsitzenden aufs beste versorgt. Sehr sympathisch ist einem die humane Art in der heutigen Behandlung der Angeklagten; wie war das einst so anders! — Mit besonderem Interesse verfolgt unsereiner den Eid. Wir haben ja auch in der Christlichen Welt gelegentlich die Entfernung des Eides aus den Gerichtssälen vertreten. Am meisten abstumpfend, sollte man meinen, muß das viele Schwören auf die Juristen selber wirken. Ich begreife aber, daß das Gericht den Eid nicht entbehren mag. Er ist und bleibt doch das Rückgrat der Verhandlungen, die letzte Zuflucht der Rechtfindung. Und es ging doch immer recht ernsthaft dabei zu. Der Vorsitzende muß heute unermüdlich belehren, daß der Schwur ebensowohl ohne wie mit religiöser Beteuerung geleistet werden darf. Die etwa 150 Eide, die ich hörte, wurden alle in der religiösen Form geschworen. Sicher waren Falscheide darunter, aber man hatte das unmittelbare Gefühl, daß die Wahrhaftigkeit doch eine Stärkung erfuhr. Eins ist aber zu sagen: das Nachsprechen der Eidesformel müßte fallen. Lieber heut als morgen. Im Gerichtssaal und überall. (Z. B. auch wenn Professoren auf die Verfassung verpflichtet werden, usw.) Dies Nachsprechen abgehackter Worte ist das eigentlich Unfeierliche an der Eidesleistung. Es genügt doch vollkommen und in allen Fällen die schöne knappe Form, in der die Geschworenen schwören: der ganze Eid wird ihnen vorgesprochen und jeder antwortet „Ich schwöre es, sowahr mir Gott helfe" oder „Ich schwöre es". Das verlor auch zwölfmal hinter einander gesagt seinen feierlichen Ernst nicht. Geht es aber in diesem Fall, weshalb nicht immer? — Zur Urteilsprechung der Geschworenen nur dies.

Eine gewisse Stimmung, ein gewisses Vorurteil wird leicht die Abstimmung nicht richterlich geschulter Leute beeinflussen. Aber die soziale Begrenztheit trübt ja zuweilen auch den Sinn des Berufsrichters. Am bedenklichsten finde ich den Einfluß des Grundsatzes In dubio pro reo, so gut und schön er ist. Wenn er den Geschworenen zu sehr eingeschärft wird, werden sie in allen komplizierteren Fällen zu stark zur Freisprechung neigen. Denn was bleibt nicht alles zweifelhaft! Die Verhandlung abzubrechen, wenn neue Momente sich ergeben, fehlt doch dem Gerichtshof jede Energie, da man einen so großen Apparat nicht umsonst will in Bewegung gesetzt haben. Also etwa einen neuen Zeugen noch heranzuholen u. dgl., bleibt in der Regel ausgeschlossen. Auch das Fragerecht der Geschworenen ist faktisch ein sehr beschränktes. So bleibt also immer einiges dunkel. Und wenn dann etwa die letzte Fragestellung den Geschworenen nicht recht eingeht, die Rechtsbelehrung versagt? Nun das darf sie also nicht, und wir waren ja sehr gut dran. Aber das In dubio pro reo führte doch auch bei uns einmal, in einer Mordsache, zu unbegreiflicher Freisprechung. Der Satz bedeutet eine Prämie für den Angeklagten, der leugnet.

Die Feier von Worms ist, soweit wir sehen, unter ganz außerordentlicher Teilnahme verlaufen. Fast hat man den Eindruck, als sei das Verlangen des Volks über das hinausgegangen, was die Kirche bot. In Worms selbst muß es sehr schön gewesen sein. Daß nur die hessische Landeskirche und nur die Wormser Gemeinde eingeladen hatte, gab der Feier größere Schlichtheit; der Druck des besetzten Gebiets wehrte sonst selbstverständlichem Schmuck: es fehlten die Fahnen an den Häusern. Um so elementarer brach sich die Stimmung der Gemüter Bahn. „Ein echtes Volksfest im Großen, wie es Deutschland wohl selten erlebt hat" berichtet Hermelink in der Hessischen Landeszeitung. R

Verantwortlich Prof. D. Rade, Marburg a. L.

Anzeigen

Versammlungskalender

2.—5. Mai Evangelischer Bund Eisenach
17.—20. „ Reformierter Bund Siegen
29. Juli — 1. August Bund deutscher Jugendvereine Heidelberg
3.— 5. Oktober Bund für Gegenwartchristentum Eisenach

Bergisches wissenschaftlich-theologisches Kränzchen Lüttringhausen

Montag 2. Mai 2½ Uhr im Düringerhof: Christentum und Mystik unter besonderer Berücksichtigung der Rudolf Steinerschen Theosophie. Pfr. Menge-Gummersbach.

Am 7. Mai feiert Exzellenz **von Harnack** seinen 70. Geburtstag.

Das **Kirchenhistorische Seminar** will zu Ehren seines Direktors ein Zusammensein der jetzigen und früheren Mitglieder veranstalten, zu dem ich hierdurch im Namen des Seminars alle, die sich dankbar ihrer Studienzeit in Harnacks Seminar erinnern, herzlichst einlade.

Die Feier findet statt am **Freitag 6. Mai** Abends 8 c. t. in den Räumen des Seminars Behrenstr. 40 (Eingang vom Franz-Josef-Platz). Alle, die die Absicht haben teilzunehmen, bitte ich, sich möglichst bald bei mir anzumelden.

Lili Wilken, h. t. sen., Charlottenburg, Goethepark 11

Der **Wissenschaftliche Predigerverein** der Rheinprovinz, dem zur Zeit 260 Mitglieder angehören, hält seine Jahresversammlung Mittwoch nach Pfingsten, am 18. Mai, vorm. 10 Uhr, unter Vorsitz des Herrn Generalsuperintendenten D. Klingemann, im Gartensaal des Evangelischen Gemeindehauses, Rathausgasse, in Bonn. P. Hartig-Herchen hat den Vortrag übernommen und spricht über: „Rudolf Steiners Anthroposophie und das Christentum." Anmeldungen, auch Neuanmeldungen von Mitgliedern (Evang. Theologen der Rheinprovinz) sind zu richten an **P. de Haas, Essen-Borbeck.** (Jahresbeitrag 6 Mk. Postscheck 201, Amt Essen.) Ein Jahrbuch „Theologische Arbeiten", von Professor D. Simons-Bonn herausgegeben, hat trotz der Teuerungsverhältnisse in Aussicht genommen werden können.

Offene Pfarrstelle

An der **Lutherkirche in Wiesbaden** soll die **dritte Pfarrstelle** durch Gemeindewahl, und zwar mit einem Vertreter liberaler Theologie, wieder besetzt werden. Bewerber wollen ihre Meldungen mit näheren Angaben, die ein Bild der Persönlichkeit ermöglichen, bis zum **15. Mai 1921** einreichen bei dem Wahlkommissar, **Dekan D. Veesenmeyer** in **Wiesbaden,** Emserstr. 18.

Die neue Gehaltsordnung ist in der Schwebe; vorläufig werden die Sätze der Beamtengruppe 10 mit vollen Zuschlägen (18 600 Mk.; nach 14 Dienstjahren 26 400 Mk.), sowie die entsprechenden Kinderzulagen gezahlt. Die Entschädigung für Mietswohnung ist in diesen Beträgen enthalten. Die Nummerierung der Pfarrstelle bedeutet keine Rangordnung.

Freie evangelische Vereinigung zu Wiesbaden
Prof. W. Fresenius, Vorsitzender

Gesucht wird von reichsdeutscher, evangelischer Familie auf dem Semmering in Nieder-Oesterreich eine akademisch gebildete

Erzieherin,

die zwei Mädchen im Alter von neun und zehn Jahren in den Fächern des Realgymnasiums unterrichten soll. Angebote mit Gehaltsansprüchen, Zeugnisse und Anfragen an Pfarrer D. **Ludwig Mahnert, Mürzzuschlag,** Steiermark.

Das Heim der Freunde der Christlichen Welt

in **Friedrichroda,** Schreibersweg 6

bietet den Freunden und Gesinnungsgenossen der Christlichen Welt Sommer und Winter einen behaglichen Aufenthalt zu Erholung und Gemeinschaft. Gute Verpflegung, heizbare Zimmer. Anfragen an die Hausmutter Fräulein **Arents.**

Zu Dantes 600. Geburtstag
1321—1921

Dante

Vier Vorträge

zur Einführung in die göttliche Komödie

von

Fritz Kern, Professor in Kiel

1914. Nur gebunden Mk. 5.—
Hierzu zur Zeit 100% Verlegerteuerungszuschlag

Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen

Vorzugsangebot der von Prof. Lic. **Glaue-Jena** herausgegebenen Sammlungen **des freien Christentums. Festpredigten:** Advent. Weihnachten. Passion. Karfreitag. Ostern. Himmelfahrt. Pfingsten. Trinitatis. Erntedankfest. Reformationsfest. Bußtag. Totenfest. Silvester. Neujahr. Äuß. Mission. Weihe- und Jahresfeste. Kriegspredigten.

Kasualreden: Grabreden (nicht mehr einzeln!). Schulandachten. Konfirmation. Traureden. Taufreden. (Ausführliche Kritiken postfrei.) Einzeln je M. 2,40; geb. M. 4.—, alle 22 Bde. auf einmal nur M. 40.— (statt 52.80); geb. nur 66.— (statt 88.—) auch gegen 3 Quartalsraten durch: Krüger & Co., Leipzig 18, Liebigstraße 9.

Schicket euch in die Zeit. **Predigten zur Zeitenwende. 25 Beiträge u. A.:** Von Bauer, v. Broecker, Cordes, v. Dryander, Fikenscher, W. Kaehler, D. Kirmß, D. Kremers, Lichtenstein, Rolffs und D. Stolte herausg. von **Herm. Josephson.** (M. 8.—.) Ortsübliche Zuschläge!

EMS
Emser Pastillen
gegen Heiserkeit, Husten u. s. w.
Warnung vor Nachahmungen.

Billige Papiere!

100 Bog. Repp-Post	4.75
100 Umschläge dazu	6.50
100 Bog. Billet liniert	4.75
100 Umschl. dazu 3,75, 4,75,	6,50
100 Bog. Kanzlei	16.—
100 Dienstumschläge	6.50
100 Schreibhefte (Kanzleipapier) 16 Blatt stark, alle Liniaturen	80.—
1 Dtz. Bleistifte	3.50

Auf Wunsch Preisliste
J. Lissner, Papierwarenversandhaus **Breslau,** Nicolaistr. 70.

Schloß Elgersburg

Thüringer Wald. Romantische Burg nahe Ilmenau. Gemeinschaftsstätte und Erholungsheim. Tagespreis von 20 Mk. an. **Emil Engelhardt.**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.